



DEVID STRIESOW
AXEL RANISCH

KLASSIK
DRAS
TISCH



LIPPENBEKENNTNISSE
ZWEIER MUSIK-NERDS

geflogen. Wie ein Vogel in die Ferne. Zum Glück probierte ich es nicht. Die blöde Physik hätte mich eines Besseren belehrt. Ein Überlebensinstinkt zog mich immer wieder in die Stube zurück. Fliegen konnte ich auch mit Mama. Auf unserem Teppich. Wie Aladdin zu Rimski-Korsakows Märchensinfonie »Scheherazade«.

Ich besuchte einen Schulpsychologen. Herr vom Hofe war sein Name. Ich habe ihm viel zu verdanken. Er versuchte mir klarzumachen, dass ich nicht dumm war. Ich glaubte ihm zwar nicht, aber es war schön mit ihm zu sprechen. Vor allem über Musik. Er und meine Eltern überzeugten mich, die Schule zu wechseln. Und so kam es, dass ich im Winter 1996/97 das Gymnasium verließ. Ich fühlte mich wie der größte Versager.

Es fällt mir bis heute schwer, meinen Mitschülern von damals in die Augen zu sehen. Die meisten von ihnen sind auf der Schule geblieben, haben alle vier Sprachen gelernt, ihr Abi gemacht. Manche von ihnen haben Russisch studiert, arbeiten in der Politik, in der Wirtschaft. Alle sind klüger als ich. Das denke ich bis heute. Manchmal rede ich mir ein, dass ich dafür herzlich bin, witzig, sozial und intuitiv. Ich sage mir, dass es egal ist, welchen Weg man nimmt, Hauptsache, man kommt an. Aber wenn das stimmt, warum tut es bis heute so weh?

Fünf Stücke, die mich auf der Stelle zum Träumen bringen

**2. Satz: »Adagio un poco mosso«
aus dem 5. Klavierkonzert op. 73 in Es-Dur
von Ludwig van Beethoven (1770–1827)
ca. 9 min**

Beethoven war Choleriker, Eigenbrötler, Perfektionist. Früh steckte er sich mit Syphilis an. Sie machte ihn taub und unglücklich. Weder Napoleon, der sich selbst zum Kaiser krönte, noch der Rest der Welt nahm seine flehentlichen Rufe nach den Idealen der Französischen Revolution ernst. Dabei wollte er mit seiner Musik nicht weniger, als die Menschheit verändern. Die angestaute Wut ließ er an seinem Neffen Carl aus, dessen Sorgerecht er gerichtlich erstritt. Schließlich starb er vermutlich an einer

Bleivergiftung, weil der Sturkopf es ablehnte, seinen Wein aus einer anderen als der gewohnten Bleikaraffe zu trinken.

Wie einfühlsam Beethoven sein konnte, hört man in diesem Konzertsatz, der an Zartheit unübertroffen bleibt.

Keusch flüstern die Streicher ein flehendes Gebet. Bässe und Flöten verleihen der Bitte Nachdruck. Dann tritt das Klavier auf. In Gestalt eines jungen Priesters klopft es beruhigend mit den Fingerspitzen auf dem Haupt des Orchesters herum, das unter dem zärtlichen Druck zu weinen beginnt. Wohltuend. Befreiend. So lange, bis es wieder lächeln kann. Gemeinsam trocknen beide die Tränen und atmen durch. Und schon verwandelt sich der Priester in einen Schalk und nimmt das Orchester mit auf ein Weinfest im dritten Satz.

2. Satz des »Tirol Concert« für Klavier und Orchester
von Philip Glass (*1937)
ca. 16 min

2011 machten meine Eltern, meine Oma und ich eine Donau-Kreuzfahrt anlässlich des 90. Geburtstages meiner Oma. Zu Silvester hielten wir in Linz. Ich besorgte mir eine Karte fürs Neujahrskonzert, um die Neunte von Beethoven mit dem dortigen Bruckner-Orchester unter der Leitung von Dennis Russell Davies zu erleben. Statt Beethoven aber wurde die neunte Sinfonie von Philip Glass uraufgeführt. Ich hatte mich verlesen und war elektrisiert vom Zufall. Glass war vor Ort. Das Werk wirkte gigantisch und zog mich in seinen meditativen Bann. Am nächsten Tag ging ich ins Kino und sah als Vorfilm einen Imagefilm der Tourismus-Behörde Tirol mit spektakulären Aufnahmen von Bergen und Adlern. Die Musik kam mir bekannt vor. Sie klang nach dem Soundtrack zum Film »Die Truman Show«. Ebenfalls von Philip Glass. Ein Zufall? Nein. Ich recherchierte und wurde fündig. Eines der kuriosesten Klavierkonzerte der Welt, komponiert im Jahr 2000, vereint Tiroler Volksweisen mit dem Hauptthema der »Truman Show«. Komponiert für das Stuttgarter Kammerorchester und finanziert mit Mitteln einer österreichischen Marketingabteilung. Wer in der Lage ist, diese unsinnlichen Voraussetzungen zu ignorieren, den erwartet eine nicht enden wollende, fast schon therapeutische Ruhe, der darf auf dem Rücken des Adlers Platz nehmen und über die urwüchsigen Gipfel der Alpen kreisen. Herrlich. Wenn es dieses Stück zu meinen Teppichzeiten schon gegeben hätte, es wäre mein Favorit geworden.

**2. Satz: »Andante« des 2. Klavierkonzertes op. 102
in F-Dur
von Dmitri Schostakowitsch (1906–1975)
ca. 6 min**

Wenn der Vater dem Sohn zum 19. Geburtstag ein Klavierkonzert schenkt, dann steckt da ganz viel Liebe drin. Aber auch Druck. So stelle ich mir das vor. In diesem Fall scheint es konfliktfrei ausgegangen zu sein. Sohnmann Maxim hat's mit Bravour uraufgeführt und auch später immer wieder gespielt. In einer ganz bewegenden Aufnahme aus dem Jahr 1984 übernimmt Maxim sogar den Taktstock und lässt den eigenen 22-jährigen Sohn, also Schostakowitschs Enkel, ebenfalls Dmitri Schostakowitsch geheißten, den Solopart übernehmen. Schade, dass der stolze Großvater das nicht mehr miterleben durfte.

Für mich klingt dieses Stück wie das Ende eines Regenschauers. Ich sehe ein kleines Mädchen trotzig vor der Fensterscheibe sitzen. Noch spiegelt der Himmel ihre trübe Schnute. Doch mit Einsatz des Klaviers bricht die Wolkendecke auf. Ein Sonnenstrahl verwandelt die Wassertropfen am Fenster in tanzende Perlen. Das Mädchen lächelt.

**»Spiegel im Spiegel«
von Arvo Pärt (*1935)
ca. 10 min**

Er gehört zu den bedeutendsten zeitgenössischen Komponisten der Welt. Sein Stil ist einzigartig und unverwechselbar. Um diese Meisterschaft zu erlangen, hat er einen langen kräftezehrenden Weg hinter sich gebracht. In viele Sackgassen ist er gerannt. Immer stand am Ende eine Mauer. Doch nach einer Schaffenspause von fast acht Jahren und einer intensiven Beschäftigung mit dem gregorianischen Gesang, erfand er sich neu und trat mit einem Kompositionsstil an die Öffentlichkeit, den er »Tintinnabuli« nannte – »Glöckchenspiel«. Was in seiner Musik erklingt, ist nur das Nötigste. Kein Pathos. Keine Virtuosität. Asketische Zurückhaltung. Zwei Stimmen im Einklang. Die eine tröpfelt Dreiklänge auf die Wasseroberfläche, die andere haucht in Kreisen ihre Melodiebögen dazu. Diese Musik ist so einfach wie schwer. Denn nichts ist schwieriger, als zu erkennen, was das Nötigste ist.

**2. Satz: »Adagio assai« aus dem Klavierkonzert Nr. 1 G-Dur
von Maurice Ravel (1875–1937)
ca. 9 min**

Ravel war ein Träumer. Ein kleiner Junge. Die Außenwelt war oft sein Feind. Seine Mutter war ihm eine Göttin. Die Arbeit fiel ihm schwer. Nichts in seinem Leben kam von leichter Hand. Der Erste Weltkrieg traumatisierte ihn. Der Tod der Mutter noch viel mehr. In den 20er-Jahren kroch ein Dämon in ihn. Ob aufgrund eines Hirnschlags, eines Tumors im Kopf oder im Zuge der Vereinsamung – Stück für Stück verlernte er zu fühlen. (Die Pianistin Ragna Schirmer hat mit dem Puppentheater in Halle an der Saale darüber ein bewegendes Theaterstück mit dem Titel »Konzert für eine taube Seele« geschaffen.) 1932 wurde Ravel während einer Taxifahrt in einen schweren Autounfall verwickelt. Erneut traf es den Kopf, die Großhirnrinde. Sprachprobleme und der Verlust, Musik zu empfinden waren die Folge. Verzweifelt unterzog er sich einer neurochirurgischen Operation am offenen Gehirn. Ein Eingriff, den er nur wenige Tage überlebte.

Zwischen zwei wilden Ecksätzen, in denen Ravel beweist, wie meisterhaft er die Farben des Orchesters einzusetzen weiß, bleibt das Klavier im Adagio fast drei Minuten lang mutterseelenallein. Es klingt, als sänge sich ein kleines Wesen in den Schlaf. Es singt dabei eine schlichte, jedoch unendliche Melodie, die selbst noch dann keinen Schlusston findet, als das Orchester umarmend zu Hilfe eilt. Das Klavier klagt, es schwankt und droht das Bewusstsein zu verlieren. Dennoch gibt es nicht auf. Somnambul und federleicht tänzelt es bis zum letzten schwindsüchtigen Ton.

Wannsee

1997 starb nicht nur Lady Di, es geschahen auch drei wunderbare Dinge. Erstens: Axel wechselte die Schule. Zweitens: In der Friedrichstraße öffnete ein gigantisches Kulturkaufhaus seine Pforten und warb mit Europas größter Klassik-Abteilung. Und drittens: Das Wannseeforum veränderte mein Leben. Aber eins nach dem anderen.

Auch mit dem Schulwechsel wurde mein Leben nicht schlagartig besser. An der Gesamtschule rannten mehr Pieseppampel rum als am Gymnasium. Ich hatte ordentlich an Gewicht zugelegt und wurde mehrmals täglich daran erinnert. Einige hielten mich für einen Trottel, weil ich das Probehalbjahr am Gymnasium nicht geschafft hatte. Müßig, ihnen zu erklären, dass es nicht das Probehalbjahr war, sondern dass ich zweieinhalb Jahre durchgehalten hatte, was auch immer ... Meine Halbjahresnoten zwangen mich in allen sechs Hauptfächern in den Grundkurs. Ein Gutes hatte das aber, ich kam endlich wieder mit. Mehr noch, ich schien wirklich nicht ganz dumm zu sein. Auch die Lehrer mochten mich. Und ich sie. Musik wurde wieder mein Lieblingsfach. Leider sangen wir zu viel (»Frozen« von Madonna, in der achten Klasse vor allen Mitschülern hätte nun wirklich nicht sein müssen) und hörten zu wenig. Aber hören konnte ich ja auch daheim.

Die beiden Radiosender meines Herzens hießen Kulturradio und Radio 3. Gerade letzterer war eine Offenbarung für mich. Bei geringem Wortanteil gab es Unmengen an Klassik. Auch Abwegiges, Mutiges und Unbekanntes in voller Länge. Das komplette Gegenteil zum wellnessartigen Wohlfühlmix aus Filmmusik und Chillout-Klassik bei der privaten Konkurrenz aus Hamburg. Die sagten fast nie an, was sie spielten, und unterbrachen die Werke mittendrin auf unsensible Weise für Werbung und Börsennachrichten. Eine Unart, die dort bis heute gepflegt wird. Bei Radio 3 richteten sich in meiner Erinnerung sogar die Nachrichten nach dem Schlussston der Musik. Leider gibt es Radio 3 nicht mehr. Klassik Radio ist mittlerweile eine Aktiengesellschaft.